

letztthin wie eine Ideensammlung für einen Projektantrag, der Beitrag zum Projekt »Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009« streckenweise wie eine Streitschrift. Dessen ungeachtet oder vielleicht gerade wegen dieser Vielfalt lohnt der Blick in die Festschrift. Es muss ja nicht jeder Aufsatz gelesen werden.

Markus Raasch

STADTARCHIV REUTLINGEN UND REUTLINGER GESCHICHTSVEREIN (HRSG.): Reutlinger Geschichtsblätter 2011 (NF Nr. 50). Reutlingen: Stadtarchiv Reutlingen 2012. 280 S. m. Abb. ISSN 0486-5901. Geb. € 23,00.

Die erste Ausgabe der *Reutlinger Geschichtsblätter* erschien bereits 1890. Mit dem Jahresband 2011 erreicht die Zeitschrift den 50. Jahrgang ihrer in der Nachkriegszeit begründeten »Neuen Folge«. Ihr langjähriger Schriftleiter, der kürzlich pensionierte Stadtarchivar Heinz Alfred Gemeinhardt, streift dieses Jubiläum in aller Bescheidenheit nur kurz in seinem Vorwort. Dabei bräuchte er das Licht nicht unter den Scheffel zu stellen: In mustergültiger Weise präsentiert die Zeitschrift, die seit 1993 von Geschichtsverein und Stadtarchiv gemeinsam herausgegeben wird, in einem breiten Spektrum wertvolle Beiträge zur Erforschung nicht nur der regionalen Geschichte, und dies in einer ansprechenden und auch im Layout stets sorgfältigen Form.

Der umfangreichste Beitrag des Bandes befasst sich mit den Reutlinger Straßennamen. Gerald Kronberger geht es, wie er es etwas spröde formuliert, um die »Geschichte der amtlichen Kennzeichnung und Benennung« der Reutlinger Straßen im 19. und 20. Jahrhundert (9), an deren Beginn die Erfassung zur Besteuerung der Immobilien steht. Entstanden ist dabei ein interessanter und erkenntnisreicher Beitrag, der vom profunden stadtgeschichtlichen Wissen des Autors profitiert. Kronberger bettet die Benennung der Straßen in die Geschichte der Stadt ein und vermag die Namensgebung umgekehrt aus der Geschichte zu deuten. Eine erste Welle einer gezielten Umbenennung der aus reichsstädtischer Zeit überkommenen Straßennamen erfolgte 1817, als man die längsten Straßenzüge innerhalb der Altstadt devot dem neuen württembergischen Landesherrn widmete: Wilhelms-, Katharinen- und Kanzleistraße. Bei der Benennung der verschiedenen Abschnitte der um die Altstadt führenden Ringstraße trat neben der handwerklichen Wirtschaftstradition (Mühlstraße, Gerber- bzw. Lederstraße) mit der Gartenstraße auch ein großbürgerlicher Anspruch. Ende des 19. Jahrhunderts dominierten dann der national-bürgerliche Stolz, die Demonstration einer weltoffenen Urbanität und die Einbindung ins Kaiserreich, zu der lokale handwerkliche oder landwirtschaftliche Namen nicht mehr passen wollten: aus dem alten »Hundsgraben« wurde über die »Kleingrabenstraße« (1842/43) die »Kaiserstraße« (1888), aus der »Hegwiesenstraße« die »Bismarckstraße«.

Kronberger verdeutlicht, wie gerade im 20. Jahrhundert der Wunsch, Straßen aufgrund eines politischen Selbstverständnisses zu benennen, mit dem Anspruch der Straßennamen als dauerhaften Ordnungsmerkmalen kollidiert. Dabei geht es keineswegs nur um die unsäglichen, bereits Anfang April 1933 verfügten Umbenennungen exponierter Straßen und Plätze nach Nazi-»Größen«, die 1945 dann wieder vollständig zurückgenommen werden mussten. Dies zeigt eindrucklich das Beispiel der »Hindenburgstraße«. Ursprünglich war sie die »Gönninger Straße« gewesen, 1902 mutierte sie zur (Gustav) »Schwabstraße«. 1927 wurde daraus – mit Zustimmung der SPD – die »Hindenburgstraße«, wobei parallel auch eine »Ebertstraße« beschlossen wurde. Die Nazis ließen die Hindenburgstraße gerne bestehen, ersetzten den Sozialdemokraten Ebert aber durch Wilhelm Murr. 1947

beschloss der Gemeinderat die Umbenennung der Hindenburgstraße in die »Karl-Marx-Straße« und revidierte dies wiederum 1954. 1992 gab es erneut den Antrag, die »Hindenburgstraße« zugunsten von Willy Brandt zu tilgen, der dann schließlich einen zentralen Platz erhielt, ohne die Hindenburgstraße zu beseitigen. Schöner und kompakter lässt sich das Ringen um die Wurzeln der Identität kaum darstellen.

Einem weitgehend unbekanntem Reutlinger Ehrenbürger, dem einstigen Ohmenhäuser Pfarrer Christian Gottlob Erhard Bunz (1833–1888), ist der Beitrag von Rainer Bunz gewidmet. Der Autor, ein entfernter Nachfahre, sieht Gottlob Bunz als Spross einer pietistisch geprägten Pfarrersfamilie ein Stück weit im Gehorsam gegenüber Autoritäten gefangen. Trotz vielfältiger Begabung und seinem Hang zu Kunst, Wissenschaft und Literatur habe er den Ausbruch aus dem vorgezeichneten Lebensweg eines evangelischen Pfarrers nicht gewagt. Den Autor interessieren vor allem die Leistungen, die Bunz neben seinem pastoralen Wirken erbrachte, und die ihn in der Tat als vielfältig interessierte und begabte Persönlichkeit erscheinen lassen, ohne dass ihm ein großer Wurf gelungen wäre, der ihn im Bewusstsein der Nachwelt gehalten hätte. Immerhin gelang ihm die bis dato nicht geklärte Zuschreibung des Creglinger Altars an Tilman Riemenschneider. Neben zahlreichen kunsthistorischen Publikationen versuchte sich Bunz auch als konservativer Historien-Schriftsteller im Stile Viktor von Scheffels (»Tuwingia illustrata...«) oder auch als Lyriker. Während des Kulturkampfes fühlte er sich berufen, ein anonymes »Sendschreiben eines Württembergers« an die Katholiken in Hessen zu adressieren, mit dem er zeigen wollte, wie gut die katholischen Geistlichen Württembergs unter den staatlichen Gesetzen lebten, gegen deren Einführung sich die Katholiken in Hessen gerade empörten.

Ein weiterer biografischer Aufsatz befasst sich mit dem 1886 in Reutlingen geborenen Kunsthistoriker Otto Fischer. Nikolaus Meier, Bibliothekar am Kunstmuseum Basel, würdigt aus angemessener Distanz Werk und Leistung dieses »schwierigen Charakters« (206), dessen berufliche Stationen mitunter in tiefen Zerwürfnissen endeten. Als Direktor der Staatsgalerie Stuttgart gelang ihm der Erwerb des Herrenberger Altars von Jörg Ratgeb (hier als »Herrenaltar« bezeichnet, 152). Kennzeichnend für Fischer war ansonsten aber eher seine Aufgeschlossenheit für die Moderne und für die asiatische, v. a. die chinesische Kunst. Seine »Ausstellung Neuer deutscher Kunst« führte 1924/25 zu massiven Anfeindungen aus völkischen, aber auch konfessionellen Kreisen. Fischer wurde 1927 Direktor der Öffentlichen Kunstsammlung Basel. Meier korrigiert dabei die gängige Ansicht, dass der später als faschistoid bewertete Neubau des Basler Museums durch den Schweizer Architekten Rudolf Christ auf Fischer zurückgehe. Entscheidender Impulsgeber war vielmehr Paul Bonatz, der gegen den Willen Fischers in die Bauplanung einbezogen wurde. Nach Zerwürfnissen zog sich Fischer bereits 1938 in den Ruhestand nach Ascona zurück. Die Frage, ob Fischer ein Nationalsozialist gewesen sei, als den man ihn 1945 vorübergehend aus dem Kanton Tessin ausgewiesen hatte, diskutiert der Autor nur anhand der Frage möglicher Kontakte zu anderen Nationalsozialisten. Dabei widerlegen eigentlich die angeführten Zitate von 1942 (191), in denen Fischer die Entwicklung der deutschen Kunst in ihrer internationalen Abhängigkeit darstellt, und seine ungebrochene Wertschätzung der sog. »Entarteten Kunst« eine innere Nähe zur nationalsozialistischen Ideologie. Als zentrale wissenschaftliche Leistung und als Kern seines Denkens streicht Meier Fischers Idee der »Ars una« heraus, die auf der Ebenbürtigkeit der europäischen und der asiatischen Kunst fußende Überzeugung einer Weltkunstgeschichte, die gemeinsamen Gesetzmäßigkeiten und Entwicklungen unterworfen sei.

Im abschließenden Beitrag untersucht Klaus Graf lokale Sagen als literarische und volkskundliche Dokumente des 19. und 20. Jahrhunderts. Die Forschung hat in den letzten Jahrzehnten gründlich mit der Vorstellung von Sagen als einer mündlichen Überlieferung aus uralter Zeit aufgeräumt. Der Autor grenzt anhand Reutlinger Beispiele »historische Überlieferungen« aus der Zeit vor 1800 von den Sagen des 19. Jahrhunderts ab, die als zeitgebundener »Teil der ausgeprägten Erinnerungs- und Geschichtskultur begriffen werden« (225) müssen. Als besonders reich gilt der Pfullinger Sagenbestand. Graf zeigt an ihm den Umgang mit Sagen im 19. und 20. Jahrhundert auf. Neben moralisierenden Interpretationen standen lange von der heutigen Forschung verworfene mythologisierende Deutungen und die Suche nach Spuren germanischen Götterglaubens im Vordergrund, eine Suche, die im Nationalsozialismus vollends »zu den Wurzeln unserer volklichen Existenz hinab: zur lebendigen, mütterlich-bewahrenden Seele unseres Volkes« führen sollte (238, Zitat von Eugen Thurnher, 1943).

Herbert Aderbauer

2. Quellen und Hilfsmittel

ANNELIESE BIEBER-WALLMANN (HRSG.): Johannes Bugenhagen. Reformatorische Schriften, Bd. 1 (1515/16–1524). (Johannes Bugenhagen, Werke, Bd. 1). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013. xliii, 935 S. ISBN 978-3-525-55441-8. Geb. € 250,00.

Johannes Bugenhagen (1485–1558; fortan: B) gilt landläufig als Reformator Norddeutschlands, da er derjenige unter den Wittenberger Reformatoren war, der ihre Ideen bis nach Dänemark trug. Doch wer sich bis vor kurzem über seine Werke informieren wollte, war auf wenige ältere Editionen angewiesen. Zu erinnern ist an die Edition der »Evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts«, die Emil Sehling (1860–1928) begründete, worin beispielsweise B.s weithin wirksame »Braunschweiger Kirchenordnung« von 1528 zu finden ist (Bd. 6/1/1 von 1955), oder die beiden von Georg Buchwald (1859–1947) besorgten Bände mit »Katechismuspredigten« von 1525 und 1532 sowie »Ungedruckten Predigten aus den Jahren 1524 bis 1529« (Halle 1909 und 1910). Daneben gab es noch einige Faksimileausgaben, wie die der »Hamburger Kirchenordnung« von 1529 (Hamburg ²1991), der »Pommerschen Kirchenordnung« von 1535 (Greifswald 1985) oder der chronikalischen Darstellung »Pomerania« 1517/18 (zuletzt Schwerin 2008). Gleichwohl ersetzten diese Ausgaben keine kritische Ausgabe der Schriften B.s, so dass der Münsteraner evangelische Kirchenhistoriker und Bugenhagenkenner Wolf-Dieter Hauschild (1941–2010) bereits 1985 damit begann, eine auf vier Bände berechnete Edition der reformatorischen Schriften vorzubereiten. Ausgeschlossen sollten die bereits in Editionen vorliegenden Werke sowie die Briefe sein. Für den Briefwechsel ist man deshalb nach wie vor auf die von Otto Vogt (1839–1917) besorgte und von Hans Volz (1904–1978) und Eike Wolgast ergänzte Ausgabe angewiesen (Hildesheim 1966). Nun konnte endlich ein erster Band dieser 1985 angedachten kritischen Edition der Schriften B.s von Anneliese Bieber-Wallmann vorgelegt werden, der zehn Schriften aus der Zeit von 1515 bis 1524 enthält, die sie und Hauschild ediert haben. Diese zum Teil nur handschriftlich überlieferten Texte lassen erstmals B.s Weg vom humanistisch interessierten Reformator zum von Luther beeinflussten Reformator nachvollziehen, der ihn von Treptow (1509) über Belbuck (1517) nach Wittenberg (1521) führte.